



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Petersson, Gertrud: Ein Ereignis in meinem Berufsleben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Ereignis in meinem Berufsleben

Von Gertrud Petersson, Strafanstaltsoberbeamtin in Köln



Als ich hier erzählen will, ist nicht die Geschichte eines Erlebnisses, das etwa mein Leben reicher oder ärmer gemacht, auch nicht eines solchen, das es in andre Bahnen gelenkt hätte, und doch gab es eine Zeit, wo die furchtbare Tragik des Menschenschicksals, von dem ich hier sprechen will, mich schwer bedrückte, und noch heute, wo die betreffende Person längst verschollen ist, will die Erinnerung nicht weichen an das Lebensgeschick, das sich in einer ernsten Stunde mit rücksichtsloser Offenheit vor meinen Blicken entrollte.

Als Strafanstaltsbeamtin habe ich Gefängnis und Zuchthaus in allernächster Nähe kennen lernen. Jahrelang glitt die lange Kette der Zuchthäusler an mir vorüber, morgens zum Einmarsch in die Arbeitsäle und abends zum Einmarsch in die Schlafäle. Täglich finds dieselben Gesichter mit demselben Ausdruck, Haß, Resignation oder Noheit; selten verschiebt sich die Kette, selten gibts ein andres Bild.

Es war an einem eisigkalten Januarmorgen, als ich etwas nach sechs Uhr als diensthabende Oberbeamtin den Schlaßaal des Zuchthauses betrat. Die Leute waren schon fertig zum Ausmarsch aus ihren Kojen, das sind eiserne Verschläge mit Türen, zur Hälfte aus Eisendraht, in denen nur Bett und Schemel Platz haben, herausgetreten. Das Glockenzeichen ertönte, und vorbei an mir zog der Zug über den nur matterhellten Hof, durch den mit eisiger Schärfe der Wind segte, hinüber in die hellerleuchteten Arbeitsäle, in denen in wenig Augenblicken das Feuer im Ofen lustig prasseln und eine wohlige Wärme die erstarrten Glieder wieder aufwärmen wird.

Die Hausordnung im Zuchthause schreibt vor, daß die weiblichen Sträflinge das Haar in der Mitte gescheitelt und die Flechten glatt um den Kopf gelegt tragen. Ohne Ausnahme muß diese Haartracht von allen, ob jung oder alt, getragen werden. So fiel es denn besonders auf, daß eine der Letzten im Zuge ihr Haar unordentlich und lässig nur in einem dicken Knoten am Hinterkopf zusammengerafft hatte. Die Person war mir noch unbekannt, sie mußte also zum erstenmal in diesem Zuge gehn. Ich rief sie zu mir heran, fragte sie nach ihrem Namen und erfuhr im nächsten Augenblick von der Aufseherin, daß sie sich geweigert habe, ihr Haar ordnungsgemäß zu machen, daß sie überhaupt eine widerspenstige, heftige und unordentliche Person sei, die bei der nächsten Gelegenheit sicher auf eine Anzeige zu rechnen habe.

Gedwigt N., so hieß das Mädchen, stand ruhig dabei; ohne eine Miene zu verziehen, hörte sie die Klagen der Aufseherin mit an. Auf meine Frage, ob sie die Hausordnung nicht kenne, und ob sie nicht wisse, daß Widerspenstigkeit streng bestraft werde, erhielt ich die ruhige und gleichgültige Antwort: O ja, ich habe schon eine Zuchthaus- und verschiedne Gefängnisstrafen hinter mir, ich kenne die Hausordnung. Ich entließ sie nun mit dem Bemerken, daß ich trotz der traurigen Charakteristik, die mir die Aufseherin von ihr gegeben habe, hoffe, daß sie sich fügen

werde, wenn auch aus keinem andern Grunde, als sich das Leben in der Anstalt erträglich zu gestalten.

Ich wußte nicht, wie es kam, aber es beschlich mich ein eignes Gefühl, als ich nun das große schlanke Mädchen mit dem rotblonden zausigen Haar den andern nach über den Hof eilen sah. Ich habe im Leben so oft die Erfahrung gemacht, daß der Grund für heftiges und widerspenstiges Wesen nicht immer in Bosheit zu suchen ist, und ich nahm mir vor, Hedwig R. besonders im Auge zu behalten.

Ich hatte mich an diesem Morgen wohl etwas zu sehr dem scharfen, eifigen Ostwinde ausgesetzt, genug, ich wurde krank, und ein Influenzaanfall zwang mich, einige Tage das Haus zu hüten. Als ich nach vier Tagen wieder zum Dienst ging, war es mein erstes, mich nach Hedwig R. zu erkundigen, und da hörte ich denn, daß man sie vom Arbeitsaal in die Zelle, also in Einzelhaft gebracht habe, da sie sich mit ihren Mitgefangnen nicht habe vertragen können. Ich ließ noch einige Tage vorübergehn, ehe ich sie in ihrer Zelle besuchte, und als ich sie dann wieder sah, stand sie vor mir mit einem eignen, leichten Lächeln auf dem Gesicht. Sie beantwortete meine Fragen auf das knappste und kürzeste; aber an diesem Tage war es, daß ich ihr zum erstenmal bei hellem Tageslichte in die Augen sah, und was ich aus ihnen las, war nicht Bosheit und Troß. Grau waren die Augen und still, von jener tiefen und eignen Stille, die man für kalt und hart halten kann, aber durch die man in ein heißes zuckendes Herz schaut, das ein grausames Schicksal mit harter Hand zusammenpreßt.

Es vergingen Tage und Wochen, ohne daß es mir gelungen wäre, Hedwig R. näher zu kommen. Jeder Versuch einer Annäherung prallte an ihrer an andern Gefangnen sonst gewöhnlich nicht zu findenden Verschlossenheit ab. Tritt man sonst in eine Zelle, leuchtet das Auge der Insassin auf, die hier allein mit ihrer Schuld und mit der heißen Sehnsucht nach Freiheit lange einsame Tage und noch viel längere Nächte eingeschlossen sitzt. In den meisten Fällen bedarf es nur einer geringen Ermunterung und voller Dankbarkeit für das ihnen entgegengebrachte Mitgefühl und Verständnis, sprechen sich diese Armen und Ausgestoßnen der Menschheit ihre gepreßten und schweren Herzen für Stunden leichter. Bei Hedwig R. war es etwas andres, ja ich bemerkte sehr bald, daß ihr die Besuche der Beamten in ihrer Zelle außerordentlich lästig waren.

Da kam es eines Tages, daß mir bei einem langen und wiederum vollständig fruchtlosen Aufenthalt in ihrer Zelle die Psalmen, die auf einem Schränkchen in jeder Zelle stehn, in die Augen fielen. Ich war so mutlos wie noch nie gewesen, und ganz in Gedanken schlug ich das Buch auf, und mehr für mich als für Hedwig R. las ich laut die Worte: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt! Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Da hörte ich plötzlich hinter mir einen schluchzenden Aufschrei, und als ich mich umwandte, lag Hedwig R. vor ihrem Bette auf den Knien, und unter wildem Weinen rief sie mir zu: Gehen Sie doch, quälen Sie mich doch nicht so! Da habe ich nichts mehr sagen können, sondern habe nur leise ihre Zelle verlassen. Mit heißem Herzen bin ich die Treppe hinuntergegangen hinüber in mein Zimmer, und trotz des frühen regnerischen Februarabends war es mir, als müßte es morgen schon Frühling werden.

Leider aber wollte es noch lange nicht Frühling werden. Als ich am nächsten Tage, einem Sonntage, erwachte, lag hoher Schnee vor meinem Fenster, und als ich, da ich Dienst hatte, etwas vor sieben Uhr zur Anstalt ging, blies mir der eifigkalte Schneesturm alle Frühlingsgedanken fort. Es war einer jener Tage, an denen uns das Herz nicht warm wird, und an denen man friert trotz des warmen

Dfenz. An diesem Tage war es, daß mir die Aufseherin meldete, daß sich Hedwig R. weigere, mit zur Kirche zu gehn, und daß sie durch kein noch so freundliches Zureden zu bewegen sei, ihren Entschluß aufzugeben. Hedwig R. behielt an diesem Tage ihren Willen und blieb während des Gottesdienstes in ihrer Zelle.

Eine lange Reihe von Tagen verging, ohne daß ich wieder zu ihr ging, mit meinen Gedanken aber war ich viel bei ihr, und mit großer Freude erfüllte es mich, daß ich in dieser ganzen Zeit nicht eine Klage über sie hörte.

Die übrigen Beamten, die natürlich mein lebhaftes Interesse für Hedwig R. bemerkt hatten, sie aber fast alle schon von früher her kannten, wollten nicht glauben, daß hinter dem trozigen und heftigen Geschöpf auch etwas Gutes zu suchen sei; selbst der Direktor, der nicht nur ein Verwalter der Anstalt, sondern auch für die Insassen ein Berater war, schüttelte den Kopf. Auch der Geistliche versuchte ihr näher zu kommen, aber vollständig ohne Erfolg.

So kam das Pfingstfest heran. Ein stiller, friedlicher Pfingstsonntag in der Anstalt. Die Luft voll Blütenduft und Vogelklang. Selbst durch die geöffneten Luftschleiben der Zellenfenster mußte der süße Duft des Lieders dringen. Ich hatte mir einen großen Strauß dieser köstlichen Blumen in mein kühles, sonnenloses Zimmer gestellt und blickte hinaus auf den Hof, wo eben eine Abteilung Gefangner zum Spaziergang hinausgetreten war. So oft ich zurückdenke an diesen Tag, ist mit ihm unzertrennlich dieser stille Zug von Menschen, der in der eintönigen braunen Sträflingskleidung einer Kette zu vergleichen ist, einer Kette, in der doch ein Glied dem andern nicht gleicht.

Da klopfte es plötzlich an meine Tür, und eine Aufseherin trat herein, um mir zu sagen, daß drüben im Zellenflügel die Gefangne R. sie gebeten habe, mich zu ihr zu rufen. Ich stand sofort auf und ging hinüber. Als ich die Zelle betrat, fand ich Hedwig R. auf dem Schemel sitzend vor. Sie hatte den Kopf an die Wand gelehnt, und ihre Augen starren hinaus in die Sonne und auf das kleine Fleckchen Himmelsblau, das durch das Fenster sichtbar war. Sie achtete gar nicht auf mich, und als ich nun an sie herantrat, ihr die Hand auf die Schulter legte und sie fragte: Sie haben mich rufen lassen, R., wie kann ich Ihnen helfen? — da fuhr sie von ihrem Schemel in die Höhe, und wie ein letztes nur noch schwaches Auflehnen klangen ihre Worte: Helfen! Wie kommen Sie darauf, daß Sie mir helfen sollen? — Ich habe Sie diese ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen, erwiderte ich, und ich sehe es auch heute Ihren Augen an, daß Sie Hilfe nötig haben und welche suchen. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille in der kleinen, sonnendurchfluteten Zelle, eine Drossel saß ganz in der Nähe auf einem Baume, und ihr helles, jubelndes Frühlingslied erfüllte den engen Raum, in dem ein Mensch mit seinem Troß und seinem Herzen rang. Dann klang es plötzlich von ihren Lippen leise und eintönig: Ich will Ihnen erzählen, wer ich bin, und wenn Sie mir dann noch helfen wollen und können, dann bitte ich um Ihre Hilfe. Ich bin im Zuchthause geboren. Meinen Vater habe ich nie kennen lernen, und auch meine Mutter hat mir später nicht seinen Namen genannt. Bis zu meinem zwölften Jahre habe ich auch meine Mutter nicht gekannt. Als ich zur Welt kam, soll ich ein kleines, schwaches Kind gewesen sein, das sich bei der sorgsamten Pflege im Gefängnis bald erholte. Jedenfalls aber war mein Gedethen nicht der Liebe meiner Mutter, sondern der Sorgsamkeit der Beamten zuzuschreiben. Als ich etwa ein halbes Jahr alt war, war ich kräftig genug, von meiner Mutter fort in fremde Pflege gebracht zu werden. Es gibt wohl selten jemand, der das Kind einer Zuchthäuslerin aus reinem Mitleid aufnimmt. Meist sind es ja auch nur arme Familien, die sich hierzu bereit finden, und die aus dem jämmerlich geringen Pflegegeld doch noch einen Verdienst für sich zu ziehen verstehen. Ich war

eins jener glücklichen Kinder, das nur aus Mitleid und Liebe aufgenommen wurde. Meine Erinnerungen reichen zurück bis ungefähr zu meinem dritten oder vierten Lebensjahre. Ich sehe mich wieder mit zaghaften Kinderschritten durch weite Korridore und hohe hallende Säle trippeln. Mein Pflegevater war Kastellan eines alten unbewohnten Schlosses, das auch nur selten von Fremden besichtigt wurde. Immer war es für mich ein Fest, wenn mein Pflegevater mich mit hinauf nahm in die alten Räume, in denen verschliffene Pracht meine Kinderphantasie weckte; dazu kam, daß mein Vater ein Träumer war. Es war ihm nicht möglich, anhaltend hintereinander körperliche Arbeit zu verrichten. Wie oft entfenne ich mich, daß er versuchte, meiner Mutter eine Arbeit im Garten abzunehmen; wenn ich ihm dann sein Frühstücksbrot hinausstrug, fand ich ihn fast immer am Gartenzaun lehrend, tief in Gedanken versunken über die öde Heide starren, bis ganz weit hinten, wo blaue Berge nur noch wie ein Wolkenzug sichtbar die Welt vor seinen Blicken verschlossen. Wenn ich ihn dann anrief, erwachte er wie aus einem tiefen Traum, und nur langsam fand er sich wieder in die Wirklichkeit zurück. Die Arbeit, die er hatte tun wollen, lag natürlich unvollendet da. Aber ohne ein Wort des Vorwurfs oder der Ungebuld nahm ihm dann wohl meine Mutter den Spaten aus der Hand, und mühelos und in kurzer Zeit zwang diese kräftige und gesunde Frau die Arbeit. Überhaupt meine Pflegemutter, wäre sie nicht gewesen, ich wäre wohl in Gefahr gekommen, in meines Pflegevaters Fußstapfen zu treten.

So vergingen zwölf Jahre meines Lebens, ich war ein kräftiges, lebensfrohes Kind geworden, und dann kam der Tag, an dem sich meine rechte Mutter meiner erinnerte. Ein zwölfjähriges Kind ist keine Last mehr, und da sie annahm, daß Pflegekinder früh arbeiten lernen, sie außerdem mit mir ein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, forderte sie mich nun von meinen Pflegeeltern zurück. Eines Tages kam sie selbst, um mich zu holen, und alles Bitten meiner Pflegeeltern, all mein Schreien und Jammern nützte nichts, ich war ja nur eine Sache, die ihr gehörte, und über die sie nach ihrer Willkür verfügen konnte.

Ich kam in eine große Stadt, in eine dumpfe, dunkle Kellerwohnung. Meine Mutter betrieb einen kleinen Handel mit Gemüse und Obst, wie ich allerdings sehr bald bemerkte, aber nur zum Schein. Sie war auch jetzt noch nicht verheiratet, bei ihr aber wohnte ein Mann, den ich Onkel nennen mußte, und von dem meine Mutter sagte, daß er Schlosser sei und sich bei ihr eingemietet habe. Schon damals fiel es mir auf, daß er niemals zur Arbeit ging, denn tagsüber lag er auf dem Sofa und tyrannisierte meine Mutter und mich. Meine Mutter hatte mir übrigens bald ein Arbeitsfeld geschaffen, das alle meine Kräfte brauchte, und nur des Abends, wenn ich todmüde in mein Bett kroch, hatte ich Zeit, an die glückliche Zeit bei meinen Pflegeeltern zurückzudenken. Unter Tränen schlief ich ein, und schon vor Tagesgrauen wurde ich wieder geweckt, um Zeitungen auszutragen. Für das, was ich auf diesen meinen frühen Gängen durch die schmutzigen und winkligen Straßen der alten Hafenstadt, die jetzt meine Heimat war, sah, fehlte mir damals noch das Verständnis. Ich war aber noch nicht ganz ein Jahr bei meiner Mutter, als ich wußte, daß es Dirnen waren, die hier ihr lichtscheues Gewerbe betrieben. Es dauerte auch nicht lange, so erfuhr ich durch andre Kinder im Hause, deren Mütter nicht besser waren, daß meine Mutter selbst eine Dirne und Kupplerin und der Mann, den ich Onkel nannte, ihr Zuhälter sei.

Ich war damals noch ein stilles und scheues Kind, das die schlechte Behandlung und all das Gemeine und Sündige, das es im Hause der eignen Mutter und auf der Straße des Stadtviertels sah, nicht verschlechterte, nur verschüchterte. Jedesmal, wenn die rostige alte Glocke an unsrer Ladentür anschlug, klopfte mir

das Herz bis zum Halse hinaus, jedesmal glaubte ich, daß meine Pflegemutter käme, um mich wieder zu holen. Der Glaube, daß Gott meine täglichen Gebete erhöere und meinen Pflegeeltern auf irgendeine Weise Kunde von meinem trostlosen Leben geben müsse, war so stark in mir, daß ich sogar Sonntags nach getaner Arbeit, anstatt mit andern Kindern umherzulaufen und zu spielen, zu Hause blieb, immer mit der geheimen, gläubigen Hoffnung: Heute kommen sie ganz gewiß. Aber Woche um Woche, Monat um Monat verstrich, und niemand kümmerte sich um mich. Da wurde ich langsam gleichgiltig, und langsam schwand in mir das große Entsetzen vor dem schamlosen Treiben um mich herum. So wuchs ich heran, trotz der schlechten Pflege und vielleicht gerade durch die harte Arbeit, kräftig und gesund. Als ich vierzehn Jahre alt war, kam ich aus der Schule, und von diesem Tage an wurde ich nicht mehr hinausgejagt, wenn sich lichtscheues Gefindel in unsrer Wohnung sammelte, im Gegenteil ich wurde dazu gerufen, um die schamlosesten Dinge kennen zu lernen. Meine Mutter nahm mich außerdem mit in die Warenhäuser, um mich in die Schliche der Ladendiebinnen einzuweißen. Mit fünfzehn Jahren verbüßte ich die erste Gefängnisstrafe wegen eines Taschendiebstahls. Man hatte mich hiernach eigentlich in Zwangserziehung geben wollen, meine Mutter erreichte es aber, wodurch, weiß ich nicht, daß man mich noch einmal laufen ließ. Und dann kam das Letzte! Ich war gerade sechzehn Jahre alt geworden, als meine Mutter es auf jede mögliche Weise versuchte, mich dem Laster in die Arme zu treiben. Noch war das Schamgefühl in mir nicht ganz erstorben, und ich wehrte mich, soweit es in meinen Kräften stand. Hunger und Schläge aber sind hart und doppelt schmerzhaft für den, der um sich prassen und verschwenden sieht. So bin ich denn unterlegen, um meiner Mutter eine gehorsame Tochter zu werden. Wenn ich aber auch schlecht geworden bin und trotzig und roh, o glauben Sie mir, Fräulein, daß es immer für mich Stunden gegeben hat, wo ich den Tag meiner Geburt vermüschte, und wo ich mich voller Verzweiflung fragte, weshalb hat man mich als Kind gehegt und gepflegt, um mich dem Elend preiszugeben, weshalb hat man mich nicht sterben lassen.

So, nun wissen Sie alles, und wenn Sie jetzt noch glauben, daß eine Hilfe für mich möglich ist, dann will ich den mir gewiesenen Weg gerne gehn.

Ich hielt es nun nach diesem langen und ernsten Bekenntnis für meine Pflicht, sie auf den Geistlichen unsrer Anstalt zu verweisen, indem ich ihr sagte, daß es meine feste Überzeugung sei, daß nur von dieser Seite ihr Hilfe werden könnte. Ich versprach ihr selbst mit dem Geistlichen zu sprechen, und da es spät geworden war, verließ ich, nachdem ich noch eine kurze Zeit ernst und freundlich mit ihr über ihr bisheriges Leben gesprochen hatte, ihre Zelle mit dem Hinweis auf die tröstenden Worte, die Christus uns zugerufen hat: Ich bin ein Arzt der Kranken und nicht der Gesunden.

Hedwig R. hatte noch einige Wochen Strafe zu verbüßen, und als die Stunde ihrer Freiheit schlug, war ihr auf ihren ausdrücklichen Wunsch in einem Fürsorgeheim für entlassene Strafgefangne ein Platz gesichert. Mit der festen Absicht, ein andres Leben anzufangen, ging sie in ihre neue Heimat.

Monate sind hiernach ins Land gegangen, ab und zu kam ein Brief von Hedwig R. voller Dankbarkeit und freudiger Hoffnung. In uns allen lebte die Überzeugung, daß sie nun das Schwerste überwunden habe. Da plötzlich blieben ihre Briefe aus, und dann traf uns wie ein Blitz die Nachricht, daß Hedwig R. von einem andern Mädchen des Diebstahls an einer wertlosen Brosche bezichtigt worden war, und obwohl die Vorsteherin ihr die Versicherung gab, daß niemand sie dieser Tat für fähig halte, hat sie dennoch eines Tages die Anstalt heimlich verlassen, und niemand weiß, wo sie geblieben ist. Bald darauf hat sich

dann auch die Unschuld der Hedwig N. herausgestellt, da die Brosche bei einem andern Mädchen vorgefunden wurde.

Die Ehre von Hedwig N. war gerettet, und wäre die Schuldige nur vier- undzwanzig Stunden früher entdeckt worden, so wäre der unselige Entschluß nicht zur Ausführung gekommen.

Jahre sind darüber hingegangen, und langsam ist die tiefe Erschütterung über dies traurige Geschick von mir gewichen, aber immer wieder steigt die Erinnerung auf in mir an diese Menschenblüte, die im Begriff war, sich zu entfalten, und die ein rauhes Schicksal vorzeitig zum Welken brachte.

Wöchte diese auf Wahrheit beruhende Geschichte doch auch dazu beitragen, das Interesse weiterer Kreise auf die armen Unglücklichen zu lenken, die vielfach nur durch ein widriges Geschick dem Verbrechen und dem Laster in die Arme geworfen und nicht imstande sind, aus eigener Kraft ihr Leben wieder in andre Bahnen zu lenken.



Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath

(Schluß)



ie farblos ging das Gnadenfest diesmal vorüber, wie häßlich klang der rauhe Ruf der Bettler, wie traurig sahen sich die vielen Kranken an. Wie erschreckend groß war diesmal der Zug der Witwen des Meeres — oder erschien es nur den beiden einsamen Frauen der Palude so, die ihn zitternden Herzens an sich vorüberziehen ließen, um sich dann den letzten demüthigsten Betern der Prozession anzuschließen?

Wie schlich der Winter so langsam hin. Der alte Voiz saß nun des Abends allein auf der Herdbank und sah den zwei stillen Frauen zu, wie sie spannen. Er nickte vor sich hin. Er wollte sein Bestes tun, den abwesenden Gildas zu ersetzen. In zwei Jahren bin ich wieder hier, hatte der bei seinem hastigen Abschied zu ihm gesagt, wenn du bis dahin treu aushäldest und mir das Gut und die Frauen unverfehrt bewahrst, so soll es dein Schaden nicht sein!

Nun tat er ja, was er konnte, der alte Voiz, aber es ging ihm wie den Frauen: er wußte, daß es wenig Bedeutung hat, wenn ein Seefahrer einen Termin für seine Heimkehr angibt. In zwei Jahren? Wenn er nur überhaupt heimkehrte, der törichte Ausreißer!

Das Zubettgehn der beiden Frauen ging jetzt schneller vonstatten als früher, Nolas Haare brauchten nicht mehr gekämmt und geflochten zu werden, sie hatte sie sich dicht am Kopfe abgeschnitten. Die blonde Haarmähne hing jetzt drüben in der Kirche an demselben Nagel wie die rote Korallenkette aus ihren Kindertagen.

Das Frühjahr kam, aber es brachte keine Nachricht von Gildas. Warm und trocken wurde der Sommer, er machte die Körper und die Herzen müde. Das Meer schien zu schlafen. Es lächelte in ewiger Bläue. Aus dem Bangen und Hoffen der Menschen wurde ein mattes Träumen, ein müdes Sichzufriedengeben. . . . Die Zeit schlich ja herum. . . .

Nun war er schon anderthalb Jahre fort! Wenn er Wort hielt, so mußte er in wenigen Monaten — nein, in wenigen Wochen zurücksein, der große schreibfaule Gildas. Tief sich das ausdenken? Nein! Sie wußten ja nicht einmal, auf